

(Nachdruck verboten.)

20]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Eifel, Schafskopf, Betrüger!“

Lina zitterte unter einem Wutausbruch ihres Mannes. Unauffällig flossen ihre Thränen, als sie nun wieder auf dem Chaischen saß zur Heimfahrt. All die Thränen, die sie als Braut nicht geweint, da sie diese selbe Straße zog, mußte sie nun weinen. Und noch viele mehr. Sie konnte nichts thun, als immerfort weinen und weinen.

Er sprach kein Wort mit ihr, er war ihr böse. Wie ein Häufchen Unglück, ein schwarzer Schatten, kauerte sie neben ihm.

Und der Himmel weinte auch. Der konnte sich nicht genug thun, all sein Wasser auszuschütten.

Unten im Moseltal war's noch leidlich gewesen, oben auf der Eifelhöhe fauchte der Sturm. Der schwachen Frau fror das Herz im Leib. Aber den starken Mann fror nicht minder. Sie fuhren über Heiden, auf denen die Winde heulten, sie jagte das Wodestheer in der Luft, sie fuhren durch die Welt-abgeschiedenheit von Dörfern, die den Winterschlaf träumten, sie kamen am einsamen Pulvermaar vorbei, und Lina hüllte sich schauernd fester in ihr schwarzes Tuch — bald würden sie wieder an jenem andren Maar sein, an jenem noch viel düstern, noch viel traurigeren, das ihren Mühlbach speiste mit seinem schwarzen Wasser — ihr grauste vor der Mühle.

Hannes hätte gern Manderscheid verniebet, es war ihm höchst fatal, das zu passieren; aber es half nichts, er mußte durch. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es schon Nacht sein würde und bei dem bösen Wetter niemand auf der Gasse. So war es auch, und doch klopfte sein Herz, als er beim ersten Haus einbog und klopfte noch stärker, als er hinter des Laufeld Fenster Licht schimmern sah. Da saß der Schleicher in der Stube, wo sein Klapperkasten von Klavierchen stand, und rechnete und rechnete. Wenn er sich nun aber doch verrechnete?! Wenn die Schlinge, die er über des Müllerhannes Kopf geworfen, nicht so eng gezogen war, als er gehofft?! Wenn der nun doch noch einmal entwischen würde?!

Hannes hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben — ihm blieb ja noch der Alte zu Maarfelden. Er sehnte sich ordentlich, seinen Vater zu sprechen.

Die müden Gänse mußten noch einmal all ihre Kräfte aufrufen, um den langen Kehren ins Thal der Kleinen-Styll hinunter rasch genug zu nehmen. Aber so rasch ging's doch nicht, wie dazumal, als der junge Hannes sich sein junges Weib heimholte in bräutlicher Mainacht. Damals sprachen alle Quellen, alle Bäume, die Sterne am Himmel, die Mondesstrahlen auf Berg und Thal; alles was grünte und blühte sprach, die ganze frühlingstrunkene Natur. Alle Kreatur war glückberauscht — jetzt litt sie stumm.

Dazumal war es auch ein andres Pferdchen gewesen, nur eines und noch ohne Silbergeschirr, aber eins mit barbezahltm Hafer im Bauch. Und die zwei, die es hinabzog, waren auch andre gewesen. Nur der Rosenkopf schaute heut wie damals nieder.

Hannes sandte einen kurzen Blick hinauf — heut' hatte er kein freundliches Grüßen für den heimatischen Berg — vom trohigen Gipfel herab kam der Wind gefahren und pustete den Mann in das trohige Gesicht und spielte wild mit den Haaren, die nun schon grau wurden.

Drunten im Grund tauchten die weißen Mühlen auf, selbst jetzt bei der Nacht kenntlich durch den Stern des Lichts, der aus den Fenstern der Mahlstube strahlte. Hannes lauschte: die Wasser rauschten, die Räder drehten sich.

„Vermaledeit noch ehs!“ Mit einem Fluch riß er die Pferde zurück — schon hing ein Rad überm Abgrund, nicht viel, und der ganze Krempel wäre zum Teufel gejürrt. Ha, die da, die da unten fraßen ihm sein Brot selbst bei Nacht!

Und doch konnte er sich nicht von dem Anblick trennen. Er hielt oben am Absturz, dicht am gefährlichen Rand — die Augen drangen ihm fast aus den Höhlen, so strengte er sie an, nach dem Stern zu sehen, der drunten im Grund flimmerte. Seine eigne Mühle war dunkel, die verschloß die Nacht — ja,

er hatte jetzt nicht einmal am Tag Arbeit! Woher kam das nur?! Woher?! Ei, weil sie ihm alle zuwiderstrebten, weil die kleinen Hunde immer anklaffen gegen die großen. Er sah es ja: Kam sein Nero ins Dorf, gleich hatte er all die gemeinen Köter hinter sich, sie knurrten und belsterten und bellten, schnappten ihm nach den Beinen und erhuben einen Höllenstandal. Aber er that, als ginge ihn das alles nichts an. Wahrhaftig, der Nero war ein vernünftiges Vieh, der gab Menschen ein Beispiel. So muß man's machen! Und Hannes räusperte und spuckte im Bogen hoch vom Bod' herunter in den Grund, den Mühlen auf den Kopf.

Aber es hatte ihn doch nicht erleichtert, noch immer spürte er die Last hier — hier vorne, den eisernen Reifen um die ganze Brust. Wenn der nur spränge, er drückte ihn so! Seine Augen brannten, als er in der Dunkelheit weiterfuhr. Da war nun kein Licht mehr, gar keins — die Wagenlaterne hatte der Wind gelöscht, selbst der spärliche Schein, den sie voraus auf den Weg warf, fehlte heut'. Und am Himmel kein einziger Stern. Nur wenn Hannes zurück sah, blinkte der Mühlenstern. Gut, daß eine Krümmung der Straße ihm nun auch den entzog — so war's recht, nur hinein in die Schwärze, immertraads hinein, die Pferde kamten den Weg und noch hielt er ja die Zügel in nerviger Faust.

Ganz verfunken, abseits vom Weg lag die Maarfeldener Mühle — weiß Gott, hätten die Pferde nicht von selber angehalten, der Herr wäre wohl gar vorübergefahren am eignen Haus, als sei da schwarze Leere.

Am folgenden Morgen war's, die Frau lag noch im Bett, sie fühlte sich krank und elend — daß der Müller früher sich herausmachte, denn je, ihn trieb die Unruhe. Aber er sah nicht nach dem Knecht, der herumlungerte — er hatte jetzt bloß noch den einen — er guckte auch nicht in den Stall nach den Pferden, die heute besonderer Pflege bedurft hätten nach der gestrigen, schweren Fahrt. Er nahm auch kein Frühstück — die Frau war nicht da, ihm seinen Kaffee zu machen, und die Mehlshuppe, die die Magd für die andren kochte, stand ihm nicht an — er eilte nur, daß er ins Dorf kam zum Alten.

's war heut' ein lichter Tag, gegen Morgengrauen Frost gekommen; alle Wege, die gestern im Wasser gespiegelt, spiegelten nun in Glätte. Er rannte Trab, wie ein Junge, und schnaufte und pustete. Argwöhnisch flog dabei sein Blick umher, und er horchte gespannt: kam von irgendwo ein Schellenklingeln? Wenn einer Holz gekauft hätte, heute wäre just ein Tag, das zu holen, heute schaffte er es leicht fort auf gleitendem Schlitten.

Wie eine jähe Schwäche kam es plötzlich über den schweren Mann — alles Blut schoß ihm vom Herzen nach der Stirn und machte ihn schwindlig. Er taumelte und mußte sich an ein Felsstück lehnen. So hatte es ihn schon einmal überkommen, ganz ähnlich, oben beim Bürgermeister in der Amtsstube — Kopfdonner, wie unangenehm! Er stöhnte und faßte sich nach Stirn und Augen — so, so, so, ein paar Atemzüge — Gottlob, jetzt kam ein Schweiß! Jetzt war es ihm schon wieder leichter, er konnte es fühlen, wie das Blut langsam zurückebbte — so — noch ein paar Augenblicke Rast!

Nun war ihm wieder besser. Aber eine seltsam lässige Empfindung blieb doch zurück. Ja, das geht nicht mehr mit dem Rennen, wenn man so schweres Kaliber ist und über die Vierzig hinaus!

Langsamer setzte er seinen Weg fort.

Die Alten im Dorf lagen noch zu Bett, in der Stube war eine beklommene Luft; gleich wurde es Hannes wieder schwindlig, er mußte sich setzen.

„Jesses, Hannes, biste krank?“ fragte die Mutter, und der Alte setzte sich im Bett auf und betrachtete seinen Sohn. Der gefiel ihm gar nicht recht, — so erschuffert, als hätte er zu viel getrunken! War es gute Kunde, die der von der Mosel mitbrachte, oder nicht? Er wußte nicht recht. Jedenfalls bramte er darauf, Näheres zu erfahren.

„Nu, sag' doch ehs, Hannes, — ich kondoliern Dir auch — Jesses ne, ich denken, ich hören net recht, als ich et zu wissen kriegen, den Welles is tod — Hannes, ich gradelieren Dir auch, eweil biste aus aller Predullich! Sag' ehs, he, hat hän brav hinterlassen? Wat? Ja — ne?“

Keine bestimmte Antwort. Der Sohn zuckte nur die Achseln, und dann war er mit einem großen Schritt beim

Bett des Vaters und packte dessen beide Hände mit seinen beiden Händen, als klammerte er sich daran.

„Badder,“ sagte er hastig und seine sonst so laute Stimme klang gedämpft, als solle sie keiner hören, „Badder, Du mußt mir aus der Bredullich helfen, leih mir de zweihundertvierzig Thaler!“

„Wat?“ Der Alte riß die Augen groß auf — was — was — er verstand den Sohn gar nicht — der hatte doch jetzt geerbt, und von ihm wollte er doch noch borgen, von ihm, der ihm alles hingegeben, die Mühle, die er noch selber hätte bewirtschaften können, die Pferde, die Reputation und einen Thaler nach dem andren?!

„Badder,“ flüsterte Hannes, „leih mir de zweihundertvierzig — nur für den Momang, sonst werd' ich mein Holz quitt, mein schön Holz! Badder, hörste? Er rüttelte den Alten.

„Biße ged,“ sagte der und steckte die bloßen Beine aus dem Bett. „Ich weiß net, wat Du willst — en reiche Mann biste, un vom armen borgste?“

„En reiche Mann —?!“ Der Hannes schlug plötzlich eine dröhnende Lache auf.

„Du willst mich wohl für en Narr halten?“ Nun lachte Matthes auch. „Wann Du eweil net bar Geld has, borgt Dir dat doch jeder. Auf die Erbschaft hin is da ja nix bei riskiert.“

„Erbschaft — Erbschaft — laß mich zufrieden mit der Erbschaft!“ Hannes sah sich nach dem Kopf, wenn er daran dachte, kochte ihm gleich das Blut. Und nun fing er an zu schreien!

„En Dreck is de Erbschaft, ich sein befauntelt — kein bar Geld, nur dat launig Haus un den Weinberg, den Essig trägt! Mir wollen sehn, wat derbei eraustömmt, wann dat versteigert wird — ich lasen et verauktionieren! Un die dreitausend, die mir dazumal dat Tina is holen geweest bei sein Badder, hat hän aufgenommen auf sein Haus, eweil is da en Hypothek drauf — die muß noch ausgezahlt werden. Kohzackerlot, wann ich dadran nur denken!“ Er ballte die Fäuste und schlug sich vor die Stirn. „Halt Dein Maul von der Erbschaft!“

Ganz entgeistert starrte der Alte den Sohn an; und dann sah er zu, wie der mit großen Schritten durch die Stube rannte, immer auf und ab, wie ein Tier im Käfig, immer hin, her — her, hin.

Die Mutter begann zu weinen. Und als der Hannes nun sein wildes Rennen anhielt und nochmals vorm Vater stand, halb bittend, halb verzweifelt fordernd: „Mein schön Holz — die Bank verkauft et mir vor der Raf — leih mir doch de zweihundert vierzig — Du mußt se mir leihen —“ hub sie mit an zu quälen: „Leih ihm doch dat Geld. Mann, sei doch net e so geizig, den arme Jung stricht ja eweil e so in der Bredullich!“

Der Alte machte ein ganz eigentümliches Gesicht; die Bispelmilche, die er in der Nacht trug, vom Border- auf den Hinterkopf schiebend und wieder vom Hinter- auf den Vorderkopf, sah er unschlüssig Frau und Sohn an — er hatte was auf dem Herzen und mochte es doch nicht gern sagen. Aber jetzt, als sie ihn gar zu sehr drängten, fuhr er plötzlich aus dem Bett, mit beiden Füßen zugleich, daß sie erschrafen.

Er sagte kein Wort. Stumm langte er unters Bett und zog den Kasten hervor, den der Sohn immer mit einem gewissen befriedigten Sicherheitsgefühl betrachtet, und der sich so oft für ihn aufgethan.

Hannes atmete erleichtert auf. Aha, auch jetzt rückte der Alte heraus, er hatte nur ordentlich gebeten sein wollen! Der enge Reifen um seine Brust schien sich ein wenig lockern zu wollen, der dumpfe Druck auf seiner Stirn ließ nach. In dankbarer Aufwallung legte er den Arm um die Schultern des vor der Truhe Knienden.

Aber der Alte schob unwirsch den Arm weg. Er sagte noch immer kein Wort; stumm schloß er den Kasten auf.

Da zeigte sich's, der war so gut wie leer. Nichts mehr von Strumpfsocken mit harten Thalern vollgestopft, auch kein straffer Lederbeutel mehr und kein Päckchen zusammengebundener Scheine — alles weg. Nur ein Büchlein lag am Boden und ein verschabtes Portemonnaie.

Auf dem Büchlein, das der Matthes jetzt nahm, stand: „Rentenverschreibung des Bonifacius-Vereins für Matthes Kirchweiler.“

Seine runzligen Hände blättern darin. „Un wann ich Dir eweil was leihen wollt, ich könnten et net, beim besten Willen net. Sei — hei dat“ — er hielt das Gestricken in die Höhe — „is dat letzte wat ich han. Dat ich net betteln gehn muß auf meine alten Tag — darum han ich dat gedahn. Ich

wollten et net zu Dir sagen, aber ich muß ja; Du giebst ja sonst kein Ruh. Die Bonifacius-Gesellschaft zahlt mir en Rent, die reicht für unser Leben. Un hei — hei dat“ — er nahm das verschabte Portemonnaie und zählte sich den Inhalt auf die flache Hand, funfzig Thaler waren's, alles in allem, — „dat is net zu viel für en anständig Begräbnis. En Sarg mit Verzierung, en Kreuz auf et Grab, Ruchen un Leichenbier, dat is mer sich doch schuldig. Fünfundzwanzig für mich, fünfundzwanzig für die Modder — da wirste mir doch nix von abnehmen wollen?!“

Er hatte es langsam gesprochen, ein trübes Licht glommt in seinen kleinen, noch vom Schlaf halb verklebten Augen.

Hannes sah starr auf den Vater, wie der dastand im kurzen Hemd, mit den dünnen, nackten Beinen auf der nackten Diele — und nun fiel's ihm plötzlich auf: hier war kein Veihagen mehr in der Stube! Draußen vor dem Fenster im Gärtchen stand noch das Postament, drauf die große Glas-Kugel geprangt, der Stolz des Alten — ein starker Frost hatte sie gesprengt oder ein Gewittersturm sie heruntergefest — sie war nicht wieder ersetzt worden. Und die Gesichter der Eltern erschienen ihm auf einmal vergrämt, so greisenhaft alt, — oder machte das nur das bleiche Licht des kalten Wintermorgens?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Herr von Knubbe, der Kommissär.

Von Adolf Herbert.

„Was ich sagen wollte — was verüben wir denn heute für groben Unfug?“ fragte mich mein Freund Weilig in der Friedrichstraße.

„Weß nicht! Donnerwetter, da fällt mir ein, wie wäre es denn, wenn wir unsern Freund Karlchen besuchten, der ist in Schöndorf auf der Sommerfrische! Vorortverkehr! Der Zug geht alle Nasen lang.“

„Das wär' so was! Aber wir müssen Karlchen was Trinkbares mitbringen, sonst schimpft er!“

„I wol! Der schwenningert ja!“
„Na, dem sein schwenningern! Suppe, Kaffee, Wasser, das sind für ihn Flüssigkeiten, die er möglichst wenig und vorschriftsmäßig genießt, aber Bier, Wein, Cognac, das sind seine Flüssigkeiten, das sind Alkoholika, da braucht er sich nicht drum zu kümmern, thut's auch nicht! Keel Keel Eine Flasche Cognac oder so was müssen wir mitnehmen! Du, weißt Du, was wir machen? Wir laufen in einer Destillation eine Flasche Cognac für eine Mark, oder so was. Ich habe zu Hause noch leere Cognacflaschen mit der feinen Etiquette, da füllen wir den feinen Cognac rin!“

Nach einer Stunde befanden wir uns, ich die Flasche Fusel-Cognac tragend, in Schöndorf und suchten vergeblich die Wohnung unsres Freundes Karlchen.

„Der Kerl wohnt gar nicht hier; ich glaube, das beste ist, wir gehen auf das Polizeibureau und erkundigen uns dort.“

Sesagt, gethan!
Auf dem Polizeibureau war tiefer Frieden. Zwei Schreiber saßen an einem Tisch, der eine frühstückte, der andre döste. Im Nebenzimmer fragte jemand: „Herr von Knubbe, sagt man eigentlich der Karren oder die Karre?“

„Der Karren, der Karren,“ lautete die Antwort, „ja, die deutsche Sprache is höllisch schwer. Seh'n Sie, z. B. man sagt, der Fischotter, nicht wahr? Verstehen Sie mich wohl! Aber die Kreuzotter und das Eidotter? Sie verstehen doch! S'is höllisch schwer!“

Gleich darauf kam der Besitzer der Stimme in das Bureau gestampft, wohlgenährt, mit einem Vollbart, grüner Brille und einer fuchsfarbenen Mütze und musterte uns hochmütig.

„Was wollen Sie?“

„Wir wollten uns nach unserm Freund Karlchen Reiber . . .“

„Ach was! Freund . . . Das ist mir ganz schnuppe, ob das Ihr Freund ist oder nicht! Wo wohnt er?“

„Das wissen wir nicht!“

„Das wissen Sie nich? Seh'n Se, Sie kommen her, und wissen nichst, gar nichst! S'is schredlich!“

„Ja, Herr Kommissär, wir wollten uns ja hier erst nach seiner Wohnung erkundigen!“

„Nicht wie Arbeit machen ein'm die Leute! S'is schredlich,“ brummte er. Dann stampfte er im Gesichtswindschritt nach einem Altenfack, holte ein Taszitel heraus, stampfte nach dem Tisch zurück und fragte:

„Wie heißt er?“

„Ingenieur Reiber, Herr Kommissär!“ antwortete Weilig. Ich mußte mir das Lachen verbeissen, diese Wichtigthuerei kam mir zu komisch vor.

„Ach was, Kommissär, mein Name ist Herr von Knubbe! Wissen Sie, Kommissär ist kein schöner Titel, das erinnert so an Vieh-Kommissär! — Also Reiber . . . A, das kommt nach S . . .“

nein vor El O... N... S... T... ja vor S... nu man stille... einen Augenblick: Reiber... Wohnt nicht hier!

„Ja, der muß aber hier wohnen!“ sagte ich. „Was verstehen Sie vom Vistenführen?“ wurde ich angefnäuzt, „nißt, gar nißt! Das ist für Sie eine tabula rasa! In meinem Bureau ist alles in Ordnung, verstehen Sie mich? Jeden Tag kann eine Revision kommen!“

„Herr von Knubbe,“ mischte sich der eine Schreiber hinein, „das ist ja die vorjährige Distel!“

„Ach so, ja... sehen Sie... das ist die vorjährige Distel! Da stehen die vom vorigen Jahre drin! — Aber Sie sehen, meine Herren, alles ist in Ordnung! Ja, s'is höllisch schwer!“

Der Schreiber holte eine andre Liste, der Kommissär blätterte: Reiber... entschuldigen Sie... Reiber... einen Augenblick... stille... Karl Reiber... Ingenieur... Wimmerau, Schleusen-gasse 8. Hier steht es! Sehen Sie, alles ist in Ordnung!“

Dabei schaute uns Knubbe triumphierend an. Wir bedankten uns und gingen.

„Du, der Keel ist ja zum Brüllen... tabula rasa... der scheint im Lateinischen stark zu sein,“ meinte ich draußen.

„Ach was,“ antwortete Beilig, „wenn Dummheit wehe thut, müßte der den ganzen Tag „Au“ schreien!“

Als wir später auf einem schönen Waldweg dahin gingen, an einem See entlang, kam uns eine Gestalt, barfüßig, die Stiefel in der Hand, entgegen gestolpert.

„Dul das ist unser Freund, der Kommissär! Es scheint: der kneipt!“

Richtig, er war es. Doch vor uns machte er entsetzt einen Seiten sprung in Brombeerensträuche hinein. Er war auf eine Blindschleiche getreten, wir sahen das harmlose Tier fortzuschleichen.

„Au! Was war das?“ fragte der Kommissär erschrocken.

Da schrie Beilig laut auf: „Eine Kreuzotter! Um Gottes Willen, Herr Kommissär, Sie bluten am Fuße, Sie sind ja gebissen... da am linken Fuße sind die Eindrücke der Giftzähne!“

Knubbe ließ seine Stiefel fallen. „Kreuz-otter — eine Kreuzotter? Ich habe erst vorige Woche — eine Polizeivorjahrift erlassen...“

„Wohl wegen Maulkorbzwang?“ grinste Beilig. „Eine Kreuzotter!“ jammerte der Kommissär weiter, „o Gott... da muß ich ja sterben... S'is schrecklich! Und habe erst voriges Jahr geerbt! Was mache ich da? Jetzt bin ich fünfzehn Jahr Kommissär, aber so was ist mir noch nicht vorgekommen. Sie sehen — meine Herren — immer was andres! — S'is schrecklich! Was mache ich da?“

„Heureka!“ rief Beilig, „wir haben Cognac bei uns. Alkohol ist das beste Gegengift gegen Schlangengift. Regen Sie sich auf die Erde, Herr von Knubbe, wir flößen Ihnen den Cognac ein, eventuell mit Gewalt! Wir retten Sie!“ Und leise zu mir: „Du, den machen wir beßeren! Revanche für das Anfnäuzen!“

Ich begriff, entlockte die Flasche. Heiliger Brahma! war das ein Fußgeruch! Ich reichte sie Beilig, der sie den am Boden liegenden, vor Angst willenlosen Kommissär in den Mund steckte.

„S'is schrecklich! Eine Kreuzotter...“

Jetzt der erste Schluß!

„Ach Gott, das is ja ganz jemeener Fusel! Den trinke ich nicht!“

„Trinken Sie nur!“

Ein weiterer Schluß.

„Doch... Sie können mir ja die Wistwunden ausfnäuzen!“

„Ja... ausfnäuzen... die Flasche wird ausgetrunken!“

„Doh! is das jemeenes Zeug! Ich trinke nißt mehr...“

Wenn jetzt eine Revision kommt...“

Die Flasche war halb leer, der Alkohol fing an zu wirken.

„Aäh, s'is schrecklich... und habe noch kein Pro-to-koll gemacht... keine Kreuzschnotter darf mich beißen — ich bin der Boze-lei-tommi Knubbe. Be-amten-Verteidigung-beleidigung — die Kreuz-schnotter — muß — Zuchthaus! — Doh — is mir schlecht — jemeener Dufel — Fusel s'is schrecklich. Ein Pro-to-koll schreiben! Aäh!“

Die Flasche war leer! An einem Baum gelehnt, saß der Kommissär, vollständig fertig, halbblaute Worte murmelnd, mit jieren Augen, ohne Gut, seine heruntergefallene Perrücke hielt er in der Hand, der kahle Scheitel leuchtete uns entgegen, dicke Schweigtropfen standen auf der Stirn. Bei der gewaltsamen Prozedur des Trinkens waren auch einige falsche Zähne aus dem Munde gefallen. Beilig hatte sie in die Äbel gelegt, sie lagen darin wie die Eier in einem Vogelnest. Es war ein Anblick zum Erbarmen.

„Was machen wir nun mit der alten Sufflanone, liegen lassen können wir ihn doch nicht!“

Da kamen ein halb Duzend Leute heran, die erstaunt in der leblosen Gestalt ihren Kommissär erkannten. „Das ist ja Herr von Knubbe, ist der krank geworden?“

Beilig wies auf die leere Flasche.

„I wol Der scheint sich hier einen angedubelt zu haben. Eine feine Marke trinkt er!“

Einer der Angetommenen, dessen rote Nase Verständnis für Alkohol verriet, mußerte die leblose Gestalt mit Kennerblick.

„Ja, der ist ordentlich fett!“ meinte er, ergriff die leere Flasche, roch daran, besah die Etikette und sagte: „Mit der Flasche geht es, wie mit unserm Kommissär, da muß die Etikette über den mangelhaften Inhalt weghelfen. Bringen wir ihn nach Hausel!“

Natürlich verdufteten wir schleunigst. —

Ja, die deutsche Sprache is hellisch schwer. Man sagt der Fisch-otter, die Kreuzotter, das Eidotter, aber unser deutscher Fusel war noch schwerer, und am schwersten unser Kommissär Und am nächsten Tage der Kater! —

Kleines feuilleton.

x. Und ist hic nichts frei... Der deutsche Michel erfreut sich von jeher in aller Welt des wohlbegründeten Rufes, daß er sich ein anderswo nicht annähernd erreichtes Maß von Zolllasten aufhalsen läßt. Bereits ein Engländer des 13. Jahrhunderts findet denn abenteuerlichen Zollunfug, den er in Deutschland kennen gelernt, als etwas Unerhörtes bemerkenswert. Thomas Wides, der gegen 1270 schrieb, meint in seiner Chronik: „Der wütige Unfug der Deutschen, deren unüberwindliche Burgen man am Rheinstrom erblickt, ist... so begierig, Geld zu sammeln oder vielmehr zu erpressen, daß er ufti deswillen keine Freveltthat scheuet und von allen Schiffen, die auf dem Rhein Lebensmittel oder andere Waren hin- und herfahren und diese Schläffer passieren müssen, ungewöhnliche, ganz unerträgliche Fülle verlangt...“ Damals handelte es sich nicht um Fülle an den Reichsgrenzen, sondern um Binnenzölle, die an bestimmten Stellen der Handelsstraßen und Flüsse von Fürsten und Herren erhoben wurden. Ursprünglich waren die Zölle Reichsangelegenheit gewesen, allmählich hatten aber die deutschen Könige fast alle Zoll-stätten an Territorialgewalten verschent, veräußert, verpfändet, zahl-reiche neue zu Gunsten derselben Herrschaften geschaffen. Dazu kam dann die noch viel größere Menge eigenmächtig errichteter Zollstätten, wie der Adel, aber auch die Fürsten sie selbstherrlich, ohne jede gesetzliche Grundlage sich anmaßten. Eine Vorstellung von ihrer Massenhaftigkeit ergiebt schon die eine That-sache, daß im Jahre 1157 Friedrich Barbarossa 20 unberechtigte Zollstätten allein auf der Main-strede von Bamberg bis Mainz aufhob. Eine noch bessere ergiebt die eigne Anschauung, wenn man den Mittelrhein in seinem herrlich-sten Teile, zwischen Koblenz und Bingen, besähet. Die Burgen zu beiden Ufern, deren Ruinen heute der rheinreisende Sohn Albions als Ueberreste einer romantischen Zeit ansteunt, besah jener Eng-länder des 13. Jahrhunderts mit äuerst nächstem Auge als ver-teshrsstörende Raubnester. Und das waren sie auch. Der rheinische Ritter, der das von seinem Felsenhorst erspähte Schiff enterte, um „Zoll“ zu erheben, war wegen dieser herkömmlichen Nebenart um nichts besser, als jeder gewöhnliche Duschlepper. Er wurde denn auch so behandelt, wenn es der Reichsgewalt einmal beifiel oder möglich war, seinem allzu tollen Treiben einen Zügel anzulegen. Auf dem Reichstag von 1235 z. B. ward verordnet, daß der Er-presser widerrechtlicher Zölle als ein Räuber und Wegelagerer be-straft werden sollte. Demgemäß hat Rudolf von Habsburg 1282 beipielweise die rheinischen Burgen Sunock und Reichenstein ge-brochen und ihre zollerhebenden Insassen als Raubritter hienier lassen. Da die Reichsgewalt aber gewöhnlich verjagte, so übten die am schwersten betroffenen Städte zeitweise Selbsthilfe, vor allem in der Zeit des rheinischen Städtebundes von 1254, der seine Spitze mit in erster Linie gegen die ritterlichen Zöllner lehrte und unter der Führung des Mainzer Bürgers Arnold Walpod ihrer manchem den Garaus machte. In dem Lobgesang, den der Minnesänger Frauenlob bei dieser Gelegenheit dichtete, heißt es:

„Zerstrent hat Gottes Schredenswetter Die Räuberhorden all, Verstummt sind Rord und Zeter Mit ihrer Burgen Fall...“

Die Wirkung war aber bloß vorübergehend. Vollends ausgeräumt haben mit den kleinen Zollkünstlern auf den Burgen am Rhein erst die weltlichen und geistlichen Fürsten dieser Gegenden, die den un-lauteren Wettbewerb der Ritter nicht mehr dulden wollten. Die großen Hanfen trieben es aber nicht um ein Haar besser, als die kleinen Schächer. Denn außer mit den Zollstätten, für die sie urkundliche Veredhtigung nachweisen konnten, plackten sie den Handel aufs Uergste mit viel mehr andren, die sich selber konzediirt hatten, ohne Kaiser und Reich um Rat zu fragen. Hier und da kamen sie darum ins Gedränge, wenn einmal ein energischer Monarch die Rechte des Reichs und die Interessen des Volkes wahrnahm. So vor allem unter dem Habsburger Albrecht I. (1298—1308), der mit drei rheinischen Erzbischöfen und dem Pfalzgrafen bei Rheine zusammengeriet, weil er alle seit 1245 unrechtmäßig errichteten Zölle aufhob. Dieser Eingriff in ihre heiligen Interessen erboste die geistlichen Herren von Köln, Mainz und Trier dermaßen, daß sie sich am 14. Oktober 1300 in Heimbach bei Bingen mit dem Pfalz-grafen zu einer Verschwörung gegen König Albrecht zusammenthaten, die nichts Geringeres als den Sturz des Habsburgers bezweckte. Albrecht nicht faul, erklärte ihnen den Krieg und rief die Städte zu seiner Unterstützung auf, die ihm gerne gewährt wurde. Gegen Ende 1301 nahm er Heidelberg, nachher Bingen und die Burg Klopp. Die vier verbündeten Kurfürsten mußten sich bequemen, den „Zollkrieg“ verloren zu geben und zu Kreuze zu kriechen. Die Besserung der hergebrachten Uebelstände hielt aber nicht lange vor. Unter schwächeren Königen erlebten die abgeschafften Zölle eine fröhliche Urtand und wurden um neue vermehrt. Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts erreichte die Zollbelastung am Rhein eine fast ungläubliche Höhe: Waren, die von Bingen bis Koblenz die verschiedenen Zollstätten passiert hatten, erfuhren dadurch einen Zollzuschlag von 66 Proz. des verzollten Wertes.

Anderswo war es nicht viel anders. In der Elbe z. B. gab es auf den nächsten 12 bis 15 Meilen oberhalb von Hamburg nicht weniger als neun Zollstätten. Im großen und ganzen sind diese tollten Zustände erhalten geblieben, so lange das heilige römische Reich mit seiner buntscheckigen Musterkarte von unzähligen Staaten und Städtchen existierte. Noch im 18. Jahrhundert gab es auf der Rheinstraße zwischen Germersheim und Rotterdam mehr als dreißig Zollstätten. Wie der Handel dabei gedieh, braucht nicht ausgemalt zu werden. Im Jahrgang 1782 von Schölers „Staatsanzeigen“ charakterisiert ein Schriftsteller die Regelung der Zollverhältnisse in Deutschland als „Gesetze, wie sie Drako gab; Gesetze, die sich durch ihre eigne Härte aufheben. Hier Handel und Wandel würde, nach dem einmütigen Urtheile der Steuerer stillstehen, wenn der Richter der Strenge des Gesetzes gehorchen wollte. Gesetzgeber aus dem Mittelalter haben sie abgefaßt. . . . Diese Zeiten sind freilich nicht mehr, und die Harnische und Lanzen unsrer Vorfahren paradien nur noch in unfern Zeughäusern. Aber ihre Zollgesetze sind geblieben.“

Sie haben sogar das römische Reich noch überdauert. Die deutsche Bundesakte von 1815 verbot zwar Abschaffung aller Binnenzölle. Der betreffende Artikel blieb aber auf dem Papier, so daß nach dem Franzosen de Pradt die Deutschen wie Gefangene vorlamen, die nur durch Gitter miteinander verkehren dürfen. Das ward durch die preussische Zollpolitik, die zum Zollverein führte, anders. Wie seitdem das am 1. August 1816 von Preußen ausgesprochene „Princip der freien Einfuhr für alle Zukunft Verwirklichung gefunden hat, ist männiglich bekannt. An Stelle der vielen chinesischen Mauern im Innern Deutschlands ist ein um so höherer Grenzwall gezogen worden; im veränderten Sinne gilt noch immer das Wort des Humanisten Agricola aus dem 16. Jahrhundert: „und ist die nichts frei, es muß sich alles verzollen lassen, damit man auf Erden handelt.“

Astronomisches.

ss. Welche Kometen sind im Jahre 1903 zu erwarten? Die Kometen zerfallen für den Astronomen in zwei Gruppen, je nachdem die Gestalt ihrer Bahn eine geschlossene ist, so daß sie in mehr oder weniger regelmäßigen Zeitabständen in die Sonnennähe zurückkehren, oder eine nichtgeschlossene, die sie nach einem vorübergehenden Besuch im Sonnensystem wieder nach unbekanntem Regionen des Weltraumes hinausführt. In der ersteren Gruppe hat die Mehrzahl der Kometen eine Umlaufzeit von erheblicher Länge, die jedoch infolge der durch die Planeten ausgeübten Störungen nicht selten unerwarteten Veränderungen unterworfen ist. Von den Kometen mit verhältnismäßig kurzer Umlaufzeit, die innerhalb des Bereichs eines Jahrzehnts liegt, sind jetzt etwa zwei Duzend bekannt, und auf Grund dieses heutigen Standes der Erfahrungen hat Verberich in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ auseinandergesetzt, welche Kometen im Verlauf des Jahres 1903 voraussichtlich in die Sonnennähe wiederkehren werden. Er zählt deren 7 auf, hält es jedoch nur von zwei bis drei für wahrscheinlich, daß sie von der Erde aus zu beobachten sein werden, während bei den übrigen zur Zeit ihrer Sonnennähe die Erde zu weit von ihnen entfernt ist.

Der Komet, den man am frühesten im Jahr zu finden erwarten dürfte, ist der am 4. September 1896 von Giacobini entdeckte, aber seine Sonnennähe trifft in eine ungünstige Jahreszeit, so daß man auf seine Sichtbarkeit nicht wird rechnen können. An das erste Erscheinen dieses Gestirns knüpfen sich bedeutsame Erwartungen für den Astronomen. Es blieb damals fast vier Monate sichtbar, obgleich es schon nach einem Monat so stark an Glanz abgenommen hatte, daß es nur noch für die größten Fernrohre erkennbar war. Dann leuchtete es wider Erwarten nochmals auf und verschwand erst im Januar 1897. Solche Helligkeitschwankungen der Kometen werden von Zeit zu Zeit durch die Annahme eines mehrfachen Kerns oder des Vorhandenseins von Nebenkometen erklärt. Aus gleichem Grunde wie jener Komet wird auch der von Perrine im Dezember 1896 entdeckte Haarstern in seiner Sonnennähe unsichtbar bleiben, weil sich die Erde um diese Zeit genau am entgegengesetzten Punkt ihrer Bahn befindet. Erst im Jahre 1900 dürfen ihn die Astronomen wieder zu finden erwarten, und sie sehen dieser Gelegenheit mit Spannung entgegen, weil sie gern feststellen möchten, ob dieser Himmelskörper vielleicht einen Teil des verschwundenen Vielkernigen Kometen darstellt. Besser steht es mit dem 1890 von Spitaler aufgefundenen Kometen, der freilich in großem Abstand von der Sonne bleibt, aber aus diesem Grunde so langsam läuft, daß ihn die Erde noch in der Sonnennähe einholt. Die Astronomen werden im September und Oktober nach ihm suchen dürfen. Noch viel sicherer ist die Wiederauffindung des Kometen Jaze vorauszusagen, der von dem kürzlich verstorbenen Astronomen Jaze im Jahre 1843 entdeckt wurde und seitdem regelmäßig im Abstand von etwa 7 Jahren beobachtet worden ist. Auch dies Gestirn wird ein besonderes Interesse erwecken, weil es vermutlich in der Zeit von 1899—1900 dem Jupiter so nahe gekommen ist, daß es durch ihn eine Störung seiner Bahn erlitten haben dürfte. Der Brooksche Komet, entdeckt 1899, ist sehr genau berechnet worden. Bei seiner ersten Erscheinung erregte er großes Aufsehen, weil er von 4 oder gar 5 Nebenkometen begleitet war, von denen einer volle vier Monate sichtbar blieb; sie lösten sich dann allmählich auf. Auch der Komet Brooks ist durch den Jupiter, den er 1886 geradezu gestreift haben muß, in seine jetzige Bahn gezwungen worden, seine Umlaufzeit wurde dadurch von 81 auf

etwas über sieben Jahre verkürzt. Außerdem erreichen im Jahre 1903 noch zwei recht bekannte Kometen ihre Sonnennähe, nämlich der von Winnecke und der von d'Arrest entdeckte; sie werden aber gleichfalls unsichtbar bleiben. Ob der Tempelsche Komet, dessen teilweiser oder gänzlicher Auflösung der Schwarm der Leoniden-meteorre zugegeschrieben wird, noch einmal als ein Kometenrest auftauchen wird, ist unbestimmt und unwahrscheinlich, seine Umlaufzeit müßte sich seit seinem letzten Erscheinen von 1866 um vier Jahre verlängert haben.

Humoristisches.

— Blüten irischen Humors finden wir in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ zusammengestellt. „Mir scheint, Ihr habt die längsten Meilen in der Welt“, bemerkte ein Tourist in Irland. „Nein“, versetzte Paddy, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm, „die Meilen sind daran nicht schuld, aber, als man den Weg machte, gingen die Steine aus, und da setzten sie alle zwei Meilen einen Stein.“ — „Kellner, warum schreien Sie so laut zu jenem Herrn“, jagte ein Fremder in einem irischen Gasthose. „Ist er taub?“ „Er ist nicht taub“, sagte der Kellner, „aber er ist ein Franzose und versteht kein Wort Englisch.“ — Zwei Irländer sprachen über die Vorzüge eines berühmten Sängers. „Es ist schade“, sagte der eine, „daß eines seiner Augen kleiner ist als das andre.“ „Da sind Sie ganz falsch unterrichtet“, war die Antwort des andern, „das eine Auge ist im Gegentheil größer als das andre.“ — Ein Irländer ging durch ein dunkles Zimmer und streckte dabei die Arme vor sich aus; die Thür kam nun gerade zwischen seine Arme und traf ihn auf die Nase. „Himmel“, rief er, „das wußte ich noch nicht! Meine Nase ist länger als meine Arme!“

Notizen.

— Der Schiller-Preis, der am 10. November 1902 fällig war, ist auch diesmal nicht verteilt worden, weil, nach der „National-Zeitung“, die Beratungen der Kommission zu keinem Vorschlag für einen Preisempfänger geführt haben. — Einen Freiligrath-Abend veranstaltet die Lessing-Gesellschaft am 1. Februar, abends 8 Uhr (Dorotheenstr. 13/14). Eintrittskarten einschließlich Garderobe und Programm kosten 50 Pf. — Im „Vorsenblatt für den deutschen Buchhandel“ finden sich jetzt öfters Verkaufsangebote von Anthologie-Verlegern. Das scheint eine Folge des Lyriker-Kartells zu sein, dessen Mitglieder 50 Pf. pro Zeile für Nachdruck fordern. Ein Band von 20 Bogen würde demnach 5000—6000 M. an Honorar erfordern. Und so viel wollen die Verleger bei Neuaufgaben anscheinend nicht ansetzen. — Charpentiers Oper „Louise“ geht am 3. März erstmalig im Opernhause in Scene. — Die Volksoyer hat es im Bunten Theater zu einer Vorstellung gebracht. Jetzt soll in einem andern Theater der Versuch erneuert werden. — Die öffentliche Hauptprobe des V. Modernen Konzertes des Berliner Tonkünstler-Orchesters (Dirigent Richard Strauß) findet am 15. Februar, mittags 12 Uhr, bei Kroll statt. Eintritt 1 Mark. — Professor Manzel ist, an Stelle Reinhold Vegas', zum Vorsteher des Meisterateliers für Bildhauereien der Berliner Hochschule ernannt worden. — Ein pompejanischer Kandidat. Bei neuen Ausgrabungen in Pompeji ist eine Mauer mit interessanten Graffiti-Inschriften gefunden worden. Dieselben stellen Wahlsprüche dar für die Kandidatur eines gewissen Lucretius Fronto zum Aedilen. Der Wahlsatz wäre in der Woche nach der Verschüttung der Stadt gewesen. — Sämtliche deutsche Universitäten werden im laufenden Semester von 35 000 Studenten besucht. Davon entfallen 7000 auf Berlin, 4200 auf München, 3700 auf Leipzig, 1700 auf Breslau, 700 auf Jena und 550 auf Kassel. Nach ihrem Studienfache sind etwa 10 000 Juristen, fast 7000 Mediziner, 6000 Philosophen, 5000 Mathematiker und Naturwissenschaftler, 2200 evangelische und 1000 katholische Theologen. — Die größten Plätze. Ein Architekt hat, wie das „Neue Wiener Tageblatt“ mitteilt, eine Aufstellung über die Ausdehnung der verschiedenen großen Plätze Europas gemacht. Dabei hat sich herausgestellt, daß, was Umfang anbetrifft, das Marsfeld in Paris mit 112 000 Quadratmeter an der Spitze steht. Dem folgen: Der Königsplatz zu Berlin mit etwa 100 000 Quadratmeter, der Rathausplatz in Wien mit 90 000 Quadratmeter, die Place de la Concorde in Paris mit 85 000 Quadratmeter, der Waterloo-Platz in Hannover mit 60 000 Quadratmeter, der Augustusplatz in Leipzig mit 27 000 Quadratmeter, der Neumarkt in Köln mit 25 000 Quadratmeter, der Atmeidan oder Hippodromplatz in Konstantinopel mit ebenfalls 25 000 Quadratmeter, der St. Petersplatz in Rom mit 21 000 Quadratmeter, der Trafalgar Square in London mit 20 000 Quadratmeter, der St. Markusplatz in Venedig mit 12 000 Quadratmeter und schließlich der Kleberplatz in Straßburg mit 11 000 Quadratmeter.